GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

»Playboy tells his story« : Krisenszenario um die hegemoniale US-Männlichkeit der 1970er Jahre

Krämer, Felix

2009

https://doi.org/10.25595/1148

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Krämer, Felix: *»Playboy tells his story« : Krisenszenario um die hegemoniale US-Männlichkeit der 1970er Jahre*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 27 (2009) Nr: 1, 83-96. DOI: https://doi.org/10.25595/1148.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-2009-0108

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Felix Krämer

»*Playboy* tells his story« Krisenszenario um die hegemoniale US-Männlichkeit der 1970er Jahre

Zu Beginn der siebziger Jahre erschütterte die Ankündigung eines *Future Shock* die etliche Millionen starke Leserschaft des *Playboy*-Magazins.[1] Der Futurologe und Bestsellerautor Alvin Toffler prognostizierte in seiner Artikel-Serie, Millionen psychisch normaler Leute würden in den anstehenden drei Dekaden bis zum Millennium eine abrupte Kollision mit der Zukunft erleben. Parallelen zum allseits bekannten Kulturschock, der schon Marco Polo bei seiner Ankunft in China heimgesucht habe, lägen auf der Hand, so Toffler. Allerdings sei der gewaltige Unterschied, dass etwaigen Reisenden stets eine Heimat zur Rückkehr bereit gestanden habe, in der alles beim Alten geblieben sei; den künftigen Opfern des *Future Shock* bliebe eine solche Heimkehr verwehrt. Bis dato unbekannte Konzeptionen von »Zeit, Raum, Arbeit, Liebe, Religion, Sex und allem übrigen« erwarteten die Gesellschaft und würden zu einer massiven Desorientierung des Amerikaners führen.

Schilderungen dieser Art, die um gebeutelte heterosexuelle weiße Männer aus der Mittelschicht kreisen, finden sich hier und da in der ersten Hälfte der 1970er Jahre in den Ausgaben jenes Männermagazins, das selbst ein äußerst bedeutendes Phänomen in der modernen Sexualitätsgeschichte darstellt. Der *Playboy* avancierte, nachdem er 1953 von Hugh Hefner gegründet worden war, alsbald zu einem nationalen Verkaufsschlager. In den 1960er und 1970er Jahren wurde das Magazin zudem in verschiedenen Ländern Europas erfolgreich aufgelegt (Edwards 2003). In diesem Text soll nun der Umstand genauer betrachtet werden, dass Mitte der 1970er Jahre just in diesem Männermagazin eine »Krise der Männlichkeit« ausgerufen und in einer regelrechten Flut von Artikeln und Bildern Mannsein problematisiert wurde. Begründungszusammenhang und Art des Krisenlamentos scheint zudem seit den 1970er Jahren ein wiederkehrendes Muster zu sein. So begegnet uns die Rede von einer Krise der Männlichkeit bis in die gegenwärtige Medienlandschaft hinein in den unterschiedlichsten Zusammenhängen. Beispielsweise beschäftigte sich 2007 Martin Spiewak, ein Bildungs-

[1] Alvin Tofflers Artikel-Serie ist eine Zusammenfassung seines gleichnamigen Buches »Future Shock«, das von 1970 an ca. 6 Millionen Exemplare verkaufte. Generell besteht jede Ausgabe des Playboy-Magazins neben der berühmten Nacktbebilderung aus einer Vielzahl verschiedener Artikel seitens interner wie jeder Menge externer AutorInnen. Der Playboy kann somit als eine Quelle gelesen werden, die gewissermaßen als Spiegel einer bestimmten Facette der US-Kultur fungiert.

experte der *ZEIT* mit einer »Krise der kleinen Männer«. Vor dem Hintergrund einer Wissensgesellschaft seien die (deutschen) Jungs im hiesigen Schulsystem übel ins Hintertreffen geraten – also bereits in jungen Jahren in der Krise – so der besorgte Tenor des Artikels. Solcherlei Krisenbeschreibungen aus dem aktuellen Tagesgeschäft korrespondieren mit einer nicht unbeachtlichen historischen Tradition in der Konstruktion dominanter Männlichkeitsentwürfe, nämlich mit der Verbindung der Begriffe *Männlichkeit* und *Krise*. Verschiedene AutorInnen haben sich mit dieser Verbindung befasst. Es habe schon um das *fin de siècle* im deutschen Kaiserreich eine Krise des männlichen Subjekts gegeben, was zumindest partiell den Ausbruch des Ersten Weltkrieges erkläre, meint etwa George L. Mosse (Mosse 1996, 77ff).

Auch für die Geschichte der Vereinigten Staaten hat es auf den ersten Blick den Anschein, als hätten sich in regelmäßigen Abständen Krisen der Männlichkeit in der US-Kultur gezeigt. So ist für die 1830er, 1890er, 1930er, 1950er und 1970er Jahre von einer vermeintlichen Krise der Männlichkeit die Rede (Martschukat/Stieglitz 2008, 64). Seit etwa 15 Jahren werden breiter angelegte Männlichkeitsgeschichten über die USA geschrieben (Rotundo 1993; Kimmel 1996). Den Boom der *Men's Studies* hat der kanadische Theoretiker Bryce Traister bereits im Jahr 2000 kritisch als *Academic Viagra* bezeichnet. Andererseits haben insbesondere die kritischen Männlichkeiten-Studien mit ihrer Hinterfragung des Ordnungsprinzips »Männlichkeit« in den letzten Jahren gezeigt, dass sie zur Dekonstruktion von Geschlechterdiskursen innerhalb vielschichtiger gesellschaftspolitischer und historischer Bezugssysteme beitragen können (Feministische Studien 2/2006; Bauer/Hoenes/Woltersdorff 2007; Martschukat/Stieglitz 2007; L'Homme 2/2008). Die Untersuchungen zeigen aber vor allem auch, dass die Annahme einer (kategorischen) Krise im Hintergrund einer Männlichkeitsgeschichte in der Regel auf ein Erzählmuster verweist, das nicht dazu beiträgt, geschlechterdifferenzierende Diskurse zu analysieren oder deren materielle Wirkungen zu dechiffrieren. Vielmehr werden in solchen Fällen, ausgehend von einer essentialistischen Männlichkeitsvorstellung Effekte von historischen Veränderungen als Krisenproduzenten beklagt (Goldberg 1977; Bly 1990) oder auch begrüßt (Horrocks 1994; Faludi 1999). Die komplexen und als mehrfach relational zu begreifenden Analysekategorien wie »Rasse«, Klasse, Sexualität, Religion und eben auch Geschlecht werden somit zentrifugal auf eine westlich-weiße heterosexuelle Männlichkeitsnorm (darüber hinaus mit einem in aller Regel abendländisch-christlichen Hintergrund) bezogen – im Sinne der von Raewyn Connell ausgearbeiteten Begriffsverwendung auf die *hegemoniale Männlichkeit* (Connell 1995).

Männlichkeit und Krise – eine Liaison?

Die Frage nach Ursache und Wirkung der Krisenanrufung bezüglich des hegemonialen Männlichkeitsideals ist eng verwoben mit jenem theoretischen Komplex, in dem gefragt wird, welche generierende Kraft Zitationen innewohnt. An dieser Stelle kann die Performanz- und Zeichentheorie auch für eine zeithistorische Betrachtung Aufschluss geben. Judith Butler schlägt sich in der Auseinandersetzung mit Bourdieus und Derridas Rezeption von Austins Performativitätsbegriff deutlich auf die Seite von Derridas grundlegend mobilerer Variante. In *Haß spricht* erläutert sie seinen Zitationsbegriff:

> *»Derridas Erklärung tendiert dazu, die relative Autonomie der strukturellen Verfahrensweise des Zeichens zu betonen und die »Kraft« der performativen Äußerung als Strukturmerkmal jedes Zeichens zu identifizieren, das mit seinen früheren Kontexten brechen muss, um seine Iterierbarkeit als Zeichen zu erhalten.« (Butler 1998, 210)*

Die Rede von einer Krise der hegemonialen Männlichkeit würde demnach gerade nicht als Reaktion auf vorgängige geschlechter-, sexualitäts- oder rassismuspolitische Entwicklungen – etwa Frauenbewegung, Schwulen- und Lesbenbewegung oder *Black Power* – sondern als Aktion verstanden werden – als eine Figur, die strategisch ein neues Feld generierte. Wenn man diese Annahme für die zeitliche Abfolge der 1970er Jahre ausleuchtet, sind nicht die verschiedenen sozialen, sexualitätspolitischen Bewegungen, die Watergate-Affäre oder gar der Vietnamkrieg die vorgängigen Ursachen der Krise, sondern der Krisenrede Mitte der 1970er käme die Funktion eines Vorbereiters zu, der die Ordnungspolitik der späten 1970er und frühen 1980er Jahre mit ermächtigte.

Blicken wir auf Arbeiten, die sich mit der fraglichen Krise der US-Männlichkeit in den 1970er Jahren beschäftigt haben, so fällt zunächst Michael Kimmels Studie von 1996 ins Auge. »Die zeitgenössische Krise der Männlichkeit« verspricht Kimmel u.a. in seiner Kulturgeschichte *Manhood in America* zu beschreiben und landet in den 1970er Jahren, in denen er den Beginn der gegenwärtigen Krise der Männlichkeit verortet. Ursache der Krise sei eine massive Entfremdung des amerikanischen Mannes vom tradierten Männerbild gewesen, was sich bereits in den 1960er Jahren angekündigt habe. Folgt man Kimmel, so hatte sich auch dieses traditionelle Männlichkeitsbild bereits von Krise zu Krise gehangelt, um sich ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts zu retten. In den 1970er Jahren habe sich aufgrund der Emanzipationsbestrebungen aus verschiedenen Richtungen die Lage für die weißen Männer der Mittelklasse folgendermaßen dargestellt:

> *»Männer brauchten, wie sich herausstellte, ebenfalls eine Emanzipation. Wenn die weißen Männer der Mittelklasse ihnen schon nicht mehr Herr wurden, konnten sie sich vielleicht zwischen Schwarze, Schwule und Frauen in die Stellungen der Unterdrückten einreihen« (Kimmel 1996, 264).*

Kimmels umfangreiche Darstellung der US-Männlichkeit von den Anfängen des *nation buildings* am Ende des 18. Jahrhunderts bis in die 1990er Jahre ist allerdings maßgeblich befasst mit dem Wandel des hegemonialen Männlichkeitsentwurfs. Von der Krise, in die dieser Entwurf in den 1970ern einmündete, habe sich die Männlichkeit bis heute nicht erholt – vielmehr seien die »Wimps, Whiners, and Weekend Warriors« der 1980er trotz aller Re-Maskulinisierungsversuche in der Reaganära noch verwirrter gewesen als jemals zuvor (ebd. 291). Kimmels weit ausgreifende Untersuchung der Männlichkeitskrisen muss als kulturgeschichtlich verfasster Teil jenes Szenarios begriffen werden, das in den 1970er Jahren auch im *Playboy* entworfen wurde.

Dagegen weist die Literaturwissenschaftlerin Sally Robinson in ihrem Buch *Marked Men. White Masculinity in Crisis* auf eine Doppelbewegung innerhalb des Prozesses der Markierung der Männlichkeitsnorm hin. Die Thematisierung von Männlichkeit in den 1970er Jahren machte diese zu einer Differenzkategorie unter anderen. Im selben Moment wurde aber die Krisenhaftigkeit des dominanten Männlichkeitsentwurfs beklagt. Das rückte die hegemoniale Männlichkeit zurück ins Zentrum des Interesses. Zur Frage nach der Existenz von Männlichkeitskrisen stellt Robinson fest:

> *»Die Frage, ob die dominante Männlichkeit sich »wirklich« in einer Krise befindet ist aus meiner Sicht unerheblich: sogar falls wir feststellen könnten, wie eine aktuelle, reale und historisch verifizierbare Krise aussehen würde, bliebe es eine unbestreitbare Tatsache, dass die dominante Männlichkeit sich in der postliberationistischen Ära andauernd als krisenhaft repräsentiert.« (Robinson 2000, 11)*

In Anlehnung an Robinsons Interpretation des Krisendiskurses, zeigt Sabine Sielke, in welch raumgreifend kulturellen Rahmen sich diese Auseinandersetzung bewegt (Sielke 2007). Sie erklärt die enge Verquickung des Lamentos über Männlichkeitskrise mit der angeblichen Krise der Repräsentation und hinterfragt Versuche, wieder Vorstellungen von *dem Realen* zu implementieren (ebd. 46). Dabei zeigt Sielke auf, wie sich AutorInnen aus den unterschiedlichsten politischen Richtungen bei der Beschreibung einer Männlichkeitskrise treffen und die Anerkennung der Realität in dem akuten Fall der Männlichkeitskrise einfordern. Zum Beispiel operiert Roger Horrocks in *Masculinity in Crisis. Myths, Fantasies and Realities* mit psychoanalytischen Kategorien und fordert das Realitätsprinzip ein, um die konkrete Dekonstruktion des Patriarchats zu realisieren (Horrocks 1994; Sielke 2007, 51). Es waren demzufolge nicht nur Kämpfer für eine urwüchsige Männlichkeit, wie Robert Bly in *Iron John* von 1990, die eine Krise beschworen. PatriarchatskritikerInnen wie Roger Horrocks oder auch Susan Faludi verkündeten eine Krise der Männlichkeit, weil sie darin die Chance sahen, dass sich im Zuge dieser Krise die ungerechten modernen Geschlechterhierarchien revidieren könnten (Faludi 1999, 27). Dabei blieb der Aspekt, dass es sich bei einer Krisenproklamation um eine *cultural currency* (Robinson 2000) handelt, eine

Viktimisierung des männlichen Subjekts, die gesellschaftliche Aufmerksamkeit und Stabilisierungsmaßnahmen einfordert, unterbelichtet.

Nun ist die Geschichte der Männermagazine in den USA ein kulturelles Barometer, an dem sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts zeitspezifische Befindlichkeiten bzw. Konstruktionslinien einer dominanten Männerwelt ablesen lassen (Osgerby 2001). Vom *Esquire*, der 1933 erstmals erschien, über den *Bachelor* von 1937 bis zum *Playboy* 1953 reicht die engere Geschichte der journalistischen Selbstbespiegelung amerikanischer Männlichkeit im 20. Jahrhundert. Die hier vorgenommene Quellenwahl begrenzt die Betrachtung eines Krisenszenarios auf ein bestimmtes Magazin. Ein solcher Fokus verwundert umso weniger, zieht man in Betracht, dass der *Playboy* in den 1970er Jahren eine millionenstarke Leserschaft hatte, außerdem unter kultur- und sexualitätsgeschichtlichen Gesichtspunkten eine wichtige Quelle darstellt und daher eingehend analysiert werden muss. Der produktive Charakter von Texten ist im Fall der im *Playboy* abgedruckten Ratgeberliteratur besonders offensichtlich, da dieses Genre ja gerade explizite Handlungsanweisungen erteilte und somit zur Verfestigung von Normvorstellungen beitrug. Prinzipiell spiegeln aber alle Textsorten, die sich im *Playboy* finden – von politischem Journalismus über sexualwissenschaftliche Symposien bis hin zu fiktionalen Texten und Humoresken – die körperkulturellen Verhältnisse ihrer Entstehungszeit.

Wie verschiedene Figuren und Körper im *Playboy* über Bilder und Texte auf die Bühne gebracht wurden, will ich vor dem Hintergrund des Performanzkonzeptes fassen, das seit geraumer Zeit an Einfluss auf die Kultur- und Geschichtswissenschaften gewinnt (Wirth 2002; Martschukat/Patzold 2003). Das heißt, die analysierten Texte und Darstellungen aus dem *Playboy*-Magazin werden als eine performative Ebene verstanden. Im Anschluss an Sally Robinson wird hier nun die Ausrufung einer Krise der dominanten Männlichkeit auf einem solchen Geschlechter- und Körpertableau als eine kulturelle Währung im Deutungskampf um Normalität, gesellschaftliche Repräsentation und nicht zuletzt um Ressourcen interpretiert (Robinson 2000).

Die Anderen

Beim Betrachten der *Playboy*-Ausgaben der 1970er zeigt sich, wie die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit untrennbar mit der Herstellung und Abwertung *anderer* Körper verbunden war. So reagierte das *Playboy*-Magazin empfindlich auf die Versuche von Frauen, sich von männlicher Unterdrückung und Bevormundung zu befreien. Das Thema »Feminismus« füllte die Leserforen, wie kaum ein anderes (*Playboy* 2, 1970, 209). Bereits zu Beginn der 1970er Jahre hatte die Message des *Playboy* an die Adresse der Frauenbewegung gelautet: »Liebe Frauenemanzipation: gleiche Bezahlung, nur zu – Kindertagesstätten, wunderbar! – aber

die sexy Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu leugnen, soll wohl ein Witz sein.«[2] Joan Rivers, bekannt aus TV-Talk und Comedy-Shows, war die Autorin, die vom *Playboy* gebeten worden war, in diesem Artikel ihre Sichtweise der Frauenbefreiung zu schildern (*Playboy* 1, 1971, 165). Rivers lieferte dem *Playboy* das gewünscht abschlägige Urteil zur Frauenbewegung. In der ersten Hälfte der 1970er Jahre druckte der *Playboy* mehrere Artikel von Autorinnen ab, die eine skeptische Haltung zur Frauenbewegung einnahmen, was der antifeministischen Agenda des Magazins authentischen Schein und Berechtigung verleihen sollte (z.B. *Playboy* 1, 1972, 208). Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang Polemiken gegen feministische Geschichtsschreibung. Damit wurde nämlich ein zentrales Projekt der Frauenbewegung, dem Subjekt der Bewegung eine Geschichte zu geben, negiert (*Playboy* 12, 1971, 178).

»Hätte er nur nicht verloren« – dann hätte Muhammad Ali jene Vorbildfigur für den US-amerikanischen Mann sein können, die dieser verunsicherte Zeitgenosse Mitte der 1970er Jahre so schmerzlich vermisste; das stellte einer der Krisen-Artikel in Aussicht. Die Möglichkeit, dass ein Schwarzer Vorbild für die gesamte US-Männlichkeit sein könnte, tauchte als vereinzeltes Diskursfragment auf und stand im *Playboy* der 1970er Jahre etlichen anderen Darstellungen gegenüber, in denen (ab dem Jahr 1973 in verstärktem Maße) schwarze Männlichkeit bedrohlich als *das Andere* in Szene gesetzt wurde. Repräsentiert wurden schwarze Männer im *Playboy* zum einen als Sportler und zum anderen als Führungs- und Identifikationsfiguren in der *Black Power*-Bewegung. Muhammad Ali stand für beide Positionen, sein Kontrahent Joe Frazier lediglich für erstere. In einem Interview mit Frazier, das in der Märzausgabe 1973 veröffentlicht worden war, wurde der nahe liegende Vergleich zwischen den gesellschaftlichen Rollen der beiden Boxer hergestellt. Joe Frazier, beschrieben als »Familienmensch durch und durch« hatte Muhammad Ali 1971 besiegt und wurde als *normales* Gegenmodell zum rebellischen Mitglied der *Nation of Islam* in Szene gesetzt. In der Tradition der üblichen Kraftsprüche im medialen Boxzirkus finden sich in den Aussagen des *family man* Frazier Bezüge zu einem Familienmodell mit strafendem Vater und rebellischer Jugend:

> *»Kannst du dir ein Kind vorstellen, mit dem nur redest und spielst, bis es nicht mehr aufhören will etwas zu tun und du ihm den Arsch versohlen musst, um es zum Räson zu bringen? Genau so ist dieser Affe Clay.« (Playboy 3, 1973, 59)*

Die Figur des schwarzen Boxers verdient wiederum in der Betrachtung von Männlichkeitsverhandlungen und Rassismus ein besonderes Augenmerk. Gerade für den rassistischen Komplex um *white supremacy* ist der exklusiv männliche Wettkampf im Boxring eine Aufsehen erregende Bühne, die im Verlaufe der Boxgeschichte des 20. Jahrhundert viel Argumentationsarbeit herausforderte

[2] Diese und folgende Übersetzungen aus dem Englischen stammen vom Autor.

(Martschukat 2007). Frazier nennt Muhammad Ali im Interview konsequent Cassius Clay, was die Ablehnung von dessen religiös-politischer Positionierung in der Bewegung verdeutlicht. Ali hatte wiederum Fraziers Inaktivität angeprangert, wie in der Beschreibung zu dessen Person vor dem eigentlichen Interview betont wird. Und genau der Begriff der Aktivität war auch ein wichtiger Schlüssel für die Qualitäten, die für Führungskompetenz und Vorbildfunktionen erforderlich waren. Der Begriff *leadership* wiederum ist eng an die Imagination männlicher Vorbilder gekoppelt. In einem Interview, das 1971 abgedruckt worden war, hatte John Wayne, der »straight-shooting superstar/superpatriot«, seine rassistische Haltung in dieser Frage zum Besten geben dürfen:

> *»Ich bin von weißer Suprematie überzeugt bis die Schwarzen zu einem bestimmten Niveau von Verantwortung erzogen worden sind. Ich glaube nicht daran, unverantwortlichen Leuten Autorität und Führungspositionen, in denen Entscheidungen gefällt werden, zu überlassen.« (Playboy 5, 1971, 75)*

Abgesehen davon, dass John Wayne nicht erst seit seiner Parteinahme für Barry Goldwaters rassistischen Wahlkampf von 1964 ohnehin nicht für seinen Einsatz für die Gleichberechtigung der AfroamerikanerInnen bekannt war, ist die explizite Benennung der umkämpften Plätze ein wichtiger Hinweis. Es ging also um die Positionen, in denen angeführt werden konnte. Diese Führungspositionen sollten, Wayne zufolge, der ja als Cowboy-Ikone oft genug die Rolle eines weißen Männlichkeitsmodells in den USA gespielt hatte, diesen angeblich so verantwortungslosen und ungebildeten Menschen in jedem Fall bis auf weiteres verweigert werden.

Verschiedene Bilder und Cartoons in der Berichterstattung über Sport sind außerdem zu erwähnen, die in der ersten Hälfte der 1970er Jahre schwarze Sportler stereotyp als urwüchsig primitive Kampfmaschinen darstellten. So ist – und das ist nur eines von etlichen Beispielen – eine Zeichnung, auf der ein riesenhafter schwarzer Footballspieler zu sehen ist, der grimmig dreinblickend vor einer kleinen blonden Cheerleaderin steht, untertitelt: »the beauties and the ›beasts‹« (*Playboy* 1, 1973, 187). Dagegen beschrieb der Journalist Lee Lockwood Huey Newton, einen Führer der *Panter-Party*, der zum Interviewtermin in einem fürstlichen Haus unter strenger Bewachung seiner Leibwächter aufgesucht werden musste, als exotische Figur, die Ausstrahlung hatte, eine gewisse Schönheit, allerdings auch unberechenbar war. Newton selbst entwickelte hier Bedingungen für gute Führerschaft, und zwar einerseits durch deutliche Abgrenzung zu seinem politischen Konkurrenten Eldridge Cleaver und dessen Aussagen zu einer aggressiven maskulinistischen, homophoben und frauenverachtenden Identität der Black Power-Bewegung und andererseits durch Idealisierung seines eigenen Vaters (*Playboy* 5, 1973, 73).

Neben Muhammad Ali stellte der *Playboy* auch Mick Jagger für einen Wimpernschlag in Aussicht, ein geeignetes Vorbild für den amerikanischen Mann

abzugeben. Jedoch wurde auch im Fall des Rolling Stones Sängers dem *Playboy*-Leser die Hoffnung auf diese Orientierungsfigur sogleich wieder mit der homophoben Frage genommen: »... aber wie sähest du wohl beim Foxtrott mit David Bowie aus?« Neben solchen *Grenzerfahrungen*, bei denen angeblich ein Verlust heterosexuell-männlicher Eindeutigkeit drohte, wurden die Auseinandersetzungen mit männlicher Homosexualität in der ersten Hälfte der 1970er Jahre vor allem in wissenschaftlichem Gewande, in Form verschiedener Symposien geführt. So gab es 1971 im *Playboy*-Panel »Homosexuality« klare Fronten zwischen Befürwortern und Gegnern der Liberalisierung von Gesetz und Gesellschaft hinsichtlich gleichgeschlechtlicher Lebenskulturen. Insbesondere die Frage nach dem *tatsächlichen Ausmaß* homosexueller Männlichkeit in der amerikanischen Gesellschaft trieb die Diskutanten um (*Playboy* 4, 1971, 60). Zwei Jahre darauf ging im *Playboy*-Panel »New Sexual Life Styles« die konfrontative Fragestellung in eine ausdifferenzierte und liberalistische Geste über (*Playboy* 9, 1973, 73). Geschlechter- und Sexualitätsklischee wurden – liberalistisch oder nicht – in diesen wissenschaftlichen Symposien, in denen Psychiater, Psychologen, Biologen, Sexual- und Sozialwissenschaftler sowie auch der ein oder die andere BewegungsvertreterIn mitdiskutieren durfte, vor dem Hintergrund dichotomer und kanonisierter Verhaltens- bzw. Wesenszuschreibungen immer wieder zitiert und in die Diskussion eingeschrieben (zur Frage der Heteromatrix vgl. Butler 1991, 220).

Die Geburt der Krise im Playboy

»You've come a long way, buster«, behauptete die Überschrift des ersten Artikels der September-Ausgabe von 1974, der die akute Krise der Männlichkeit (im Magazin) ankündigte. Zwar sei das Spiel für den amerikanischen Mann im Grunde das gleiche geblieben, jedoch hätten sich die meisten Regeln geändert, verkündete der Untertitel wehmütig und im Text wurde sogleich geklagt: »Früher war es einfach – wenn auch nicht immer leicht – in Amerika Mann zu sein«. Es hätten »wenige, dafür klare Regeln« den amerikanischen Mann früherer Tage angeleitet: Echte Männer trugen kein schulterlanges Haar, hatten keine schwulen Klamotten an, liebten ihre Frauen, aber seien um Gottes Willen nicht beim Geschirrspülen zu erwischen gewesen. Echte Männer seien nicht vor dem Kampf zurückgeschreckt und hätten nie (aber auch nie) geweint. Der Mann von heute habe dagegen keine Vorbilder mehr und zwar genau zu dem Zeitpunkt, als er starke männliche Vorbilder am dringendsten gebraucht habe. Man befinde sich an einer Wasserscheide der menschlichen Sexualität. Die Frauen hätten plötzlich ein Kollektivbewusstsein entwickelt und forderten psychische Reparationen für jede männliche Untat seit der erste Höhlenmensch seine Frau verprügelt habe, so die Polemik. Dabei sei doch die gegenwärtige Generation von Männern dem Chauvinismus so fern wie noch nie (*Playboy* 9, 1974, 146).

Nach der Beschreibung solcherlei Anfechtungen seiner angeblich seit je her angestammten Position musste ein Blick in die Schlafzimmer über die Wirkungen der Malaise auf den Hausgebrauch männlichen Selbstbewusstseins Aufschluss geben. Wie es denn um die verheirateten Männer der Mittelschicht stünde, wurde der Journalist Gay Talese in derselben Ausgabe gefragt, der gerade Nudistenszene, Singlebars und jeden erdenklichen anderen Ort beforscht hatte, wo Leute bereit waren, ihm über ihr Sexualleben Auskunft zu geben und der seine Recherche in einem Buch mit dem Titel *Sex in America* veröffentlichen wollte.[3] Zunächst hatte Talese erklärt, die Sexualpraktiken des typischen Arbeiters änderten sich doch nur sehr langsam. Dieser Zeitgenosse sei noch zu sehr seinen vulgären Machoposen verhaftet und daher kaum für Oralsex mit seiner Frau zu begeistern. Doch »Fortschritte« innerhalb der Sexualpraktiken von Arbeitern standen weder in diesem Interview noch in den übrigen acht Artikeln zur Krise amerikanischer Männlichkeit in der September-Ausgabe 1974 im Vordergrund. Im Zentrum des Problemaufrisses, der überdies reichlich mit Bildern illustriert war, stand der heterosexuelle, weiße Mann aus der Mittelschicht. Und obwohl der Sex-Experte Talese dem *Playboy* über die verheirateten Vertreter dieses Modells zu berichten wusste, sie tummelten sich in weitaus höherer Zahl als bislang angenommen in Swingerkreisen, wurde in den übrigen Artikeln unmissverständlich klargestellt, dass man einer Krise des beschriebenen Ausmaßes nicht durch auch noch so intensives *swinging* Herr werden konnte. (*Playboy* 9, 1974, 234)

»We have met the Enemy and he is us«, lautete der Titel eines Textes, der das Problem weiter zuspitzte. Die Erektion sei physisch gelebte Männlichkeit, sie stünde Modell für die Einstellung eines Mannes zu den Herausforderungen in seinem Leben, beschwor Richard Woodley den erigierten Penis – oder wie Norman Mailer es formuliert hatte, stand die Erektion als Symbol für »die fortwährende Schlacht im Leben eines Mannes« (*Playboy* 9 1974, 148). Norman Mailer, dessen Texte Michael Kimmel häufig als Beispiel für eine kriselnde Männlichkeit anführt, hatte »The Prisoner of Sex« 1971 im *Harper's Magazine* veröffentlicht. Der als links eingestellt geltende Journalist Mailer focht in seinen Texten einen verzweifelten Kampf gegen die Entmännlichung, die ihm durch den Feminismus zu drohen schien. Einen solchen Lebenskampf trug auch der Journalist Woodley in seinem Artikel aus, in dem er ausgehend von persönlichen Krisen, Impotenzängsten und Anfechtungen aus dem feministischen Lager die Lage der amerikanischen Männlichkeit als eine von äußeren Bedrohungen gesäumte und von innerem Selbsthass zerrüttete beschrieb. In einer Anekdote über seine eigene Erfahrung im Geschlechterkampf verdichtete Woodley die Figur des Krisenmannes. Als eine Phase des beruflichen Misserfolgs über ihn hereingebrochen sei, habe er seine erste Affäre begonnen und einem Piloten ein Model ausgespannt, das er für eine Modestory angeheuert hatte, um diesem Objekt seines Zeitvertreibes kurze

[3] Das Buch erschien schließlich unter dem Titel »Thy Neighbor's Wife« erst 1981.

Zeit später schon wieder den Laufpass zu geben. Danach hätte er sich in »einem heillosen Strudel aus Begierde und Schuldgefühlen« befunden, was ihm die Augen geöffnet habe:

> *»Ich begann mit einer Sehschärfe, die man normalerweise nur Verrückten oder Taubstummen zuschreibt, zu erkennen, dass meine Idole – meine Vorbilder für die Zukunft – alle die selben Symptome zeigten: Sie fielen mit ihren weiblichen Untergebenen von einem ins nächste Bett, tranken, wurden blass, alterten, verrotteten in planlosen Begierden und kochten ihre Hyperkrise in einem mit Schuld gefüllten Topf mit einer deliziösen Agonie auf, als stammte das Rezept aus den Seiten der Schriften Leopolds von Sachsen, des Meisters Masoch selbst.« (Playboy 9, 1974, 216)*

Den Kampf um das Überleben der männlichen Eigenheiten aktiv aufnehmen zu können, war auch im nächsten Artikel des Krisenszenarios wesentlich in Frage gestellt, Dieser Artikel beklagte Impotenz sei von der Ausnahme zur Regel avanciert (*Playboy*, September 1974, S. 153). In seinem Text mit dem Titel *Impotence Chic* schwärmte der Erzähler zunächst von einem Mann namens Ronnie, der eine idealtypische vitale Männlichkeit verkörperte. Er habe ihn stets »Ronnie, die wandelnde Erektion« genannt. Ronnie war ein junger muskulöser DJ aus Florida, in dessen Schlafzimmer stets eine andere nackte Frau auf seinem Wasserbett gelegen habe, hingerissen und ermattet, während Ronnie sich im Badezimmer schon für das nächste Date des Abends rasierte. Der Clou der Geschichte war, dass selbst ein sexuelles Überfliegermodell einer *Playboy*-Männlichkeit in diesen Tagen so verunsichert war, dass es von Erektionsproblemen heimgesucht wurde. Über solche Geschichten hinaus wurden in »Memoiren eines Hausmannes« oder der Erörterung der Gefahr zum »Sex Objekt« zu werden, die Probleme US-amerikanischer Männlichkeit weiter ausgebreitet (*Playboy* 9, 1974, 206/212).

Zusammengefasst bilden die Artikel, die im *Playboy* zur Krise der Männlichkeit veröffentlicht worden sind, ein Tableau auf dem alles ums hegemoniale Modell kreist. Im Zuge dessen wurden zentrifugal angelegte Normalitäten zitiert, ihre Krisenhaftigkeit behauptet, Feminismus, schwarze Männlichkeit und männliche Homosexualität als Problem für die hegemoniale Männlichkeit inszeniert und gleichzeitig die Restauration der dominanten Männlichkeit am angeblich angestammten Platze in der Gesellschaftsordnung gefordert. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre bezogen sich etliche Darstellungen auf die Krise der hegemonialen Männlichkeit. Einerseits war diese Bezugnahmen individuell formuliert, beispielsweise in der Frage, ob man(n) durch Scheidung und Inflation ausgelösten Stress und anderes Übel der Gegenwart verkraften könne (*Playboy* 2, 1975, 86), in der Frage an eine Frau, ob ihr Mann von ihrer Bisexualität wisse (*Playboy* 1, 1975, 145), in der Erinnerung an die Aktualität von Darwins Idee, dass nur die Stärksten überlebten (*Playboy* 9, 1975, 130), in der Auseinandersetzung mit Versagen an sich und dem individuellen Umgang damit (*Playboy* 1, 1976, 130) bis hin zu der bangen Frage, ob die Frauenbewegung sich einen neuen Mann erschaffen

habe und ob der *Hetero-Mann* nun gar etwas vom schwulen Mann zu lernen hätte (*Playboy* 1, 1979, 184). Zum anderen wurden vor der Hintergrundfolie der Krise der Männlichkeit das hegemoniale Ideal in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre mit Wohl und Weh der gesamten Gesellschaft verknüpft, zum Beispiel in der Diskussion, ob eine Freiwilligen-Armee überhaupt in der Lage sei zu kämpfen (*Playboy* 1, 1975, 145), in Beschreibungen, wie die Mittelschicht politisch, ökonomisch und kulturell in die Mangel genommen worden sei (*Playboy* 3, 1976, 34) oder in der Frage danach, wie »Schwäche« Körper und Institutionen infiziere und was sie darin bewirke (*Playboy* 5, 1976, 121).

Beyond the Crisis?

Die Produktion von Differenzen zwischen Subjekten und Körpern ist ein beständiger Prozess. Verschiebungen in den modernen Geschlechter- und Körpervorstellungen sind nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Untersucht wurde, wie sich ein solcher Prozess auf einer performativen Ebene im US-amerikanischen Männermagazin *Playboy* ablesen lässt. Symbolische Repräsentationen organisierten die unterschiedlichen Körper der 1970er Jahre. Repräsentationsmöglichkeiten sind in Machtbeziehungen eingelassen, werden unter anderem in Zeitschriften wie dem *Playboy* verhandelt, hervorgebracht und in Identitätskonzepte gegossen. Die in diesem Text verwendeten Artikel und Darstellungen aus den 1970er Jahren sind von internen und externen AutorInnen des Magazins verfasst worden und resorbierten körperkulturelle Fragen ihrer Zeit. Gleichzeitig wurden in diesen Artikeln und Darstellungen Figuren auf die Bühne gebracht, die in ihren unterschiedlichen Rollen zueinander in bestimmten Verhältnissen standen. Die speziellen Techniken, die bei solchen performativen Prozessen zwischen den dargestellten Subjekten und Körpern wirken, stiften gewissermaßen die Ordnung, in der Individuen und Gruppen klassifiziert werden. Im Zuge dessen werden Ideale für politische Prozesse in Stellung gebracht.

So war die Klage in den Krisenartikeln über fehlende Vorbilder verbunden mit den vorangegangenen Beschreibungen der eklatanten Führungsschwäche des Präsidenten Nixon und seiner Führungstruppe, die nicht in der Lage sei, *straight* zu regieren (*Playboy* 7, 1973, 151). Die zitierte Führungslosigkeit wurde zum Beispiel mit den beschriebenen Impotenzmetaphern chiffriert. Als das Opfer aller politischen wie sozialen Verschiebungen der Zeit wurde im *Playboy* der heterosexuelle, weiße Mann aus der Mittelschicht dargestellt. Die anderen Repräsentationen von Körpern wurden – wie beschrieben – mal schemenhaft im Hintergrund, mal als direkte Bedrohungskörper inszeniert. Ihnen wurde eine Mitschuld an den Anfechtungen und Verunsicherungen zugeschrieben, unter denen die zentrale Norm der Gesellschaft angeblich zu leiden hatte. Der Arbeiter, die Feministin, der homosexuelle Mann und der rebellische schwarze Mann sind die als *anders* markierten und

marginalisierten Modelle, die zu Beginn der 1970er Jahre die immer wieder zitierte Normalität vergangener Tage scheinbar in arge Unwucht zu bringen drohten.

In vielen Artikeln wurden *Natur* oder *Psyche* als Zeugen bemüht, um die momentane Lage der Männerwelt als widernatürlich und als nachweislich intensive seelische Belastung für die amerikanische Männlichkeit zu bezeichnen. Eine wiederkehrende Argumentationslinie in der Krisenbeschreibung war außerdem, dass die Kritik an Männern und Männlichkeit von Seiten des Feminismus partout nicht enden wolle, obwohl der gegenwärtige Mann dem Chauvinismus längst abgeschworen habe. Aber das Problem schien noch tiefer zu liegen. Nicht nur von außen drohten die Attacken. Die Verinnerlichung der Krise wurde zu einem Hauptproblem stilisiert. Die Aneignung der Schwäche ließ den Mann wie einen Hamster im Rad seiner Unfähigkeiten kreiseln. Feind und Frontlinie waren plötzlich tief in den Männerkörper eingedrungen. So wurde eine Figur kreiert, die sich unter permanentem *friendly fire* befand. Das bedeutete, die Krise konnte nur in einer Geste der Selbstüberwindung bekämpft werden, wie sie beispielsweise Woodley dem amerikanischen Mann ans Herz legte.

Welche Bedeutung könnte das Kriseszenario um die hegemoniale Männlichkeit für die Kultur und Gesellschaft der USA gehabt haben? Ein Blick auf die Internetseite des »National Coalition of Free Men« gibt Hinweis auf Verknüpfungspunkte, an denen die politische Dimension des Diskursstranges in den Blick gerät.[4] In den hervorgehobenen Literaturempfehlungen der NCFM findet sich zum Beispiel Herb Goldbergs *Hazards of Being Male* von 1977. Goldberg war zu dieser Zeit Mitbegründer der NCFM und hatte mit seinem Buch gewissermaßen eine Bibel für diejenigen Männer geschrieben, die es von der zweiten Hälfte der siebziger Jahre an Leid waren, sich vom Feminismus und »sozialistischen Ideen an den Universitäten« angeblich bevormunden oder gar *entmännlichen* zu lassen. Neben allerlei Beschreibungen von Ungerechtigkeiten gegenüber Männern in den USA der vergangenen 30 Jahre betont die *National Coalition of Free Men* auf ihrer Homepage, dass es seit der Gründung originäre Aufgabe ihres Bündnisses sei, das Heft wieder in die Hand zu bekommen. Die Proklamation einer Krise der Männlichkeit war für diese Interessengruppe das argumentative Sprungbrett, um ihren Willen zur Macht zu bekunden.

Es ist unter anderem diese maskulinistische Seite des Men's Movement, die Susan Faludi meinte, als sie den *Backlash* von Seiten *der* Männerwelt gegen *die* Frauenwelt in den 1980er Jahren beklagte. Dagegen kann angeführt werden, dass die Krisentrope als *cultural currency* zwar eine wiederkehrende Strategie einer bestimmten Geschlechter- und Körperordnung darstellt, aber die Performanz der

[4] Nach ihrer Gründung 1977 in verschiedenen regionalen Verbänden schloss sich die NCFM 1981 zu einem nationalen Dachverband zusammen, der sich gegenüber den Organisationen abgrenzte, die *lediglich* um Väterrechte bemüht waren. Vor allem aber brachte sich diese Art von Bürgerrechtsbewegung auch als Opposition zu dem *feminismusfreundlichen* und reformbereiten Teil des Men's Movement in Stellung. Die Homepage der in den USA landesweit operierenden Organisation findet sich unter http://www.ncfm.org/, besucht am 4. Mai 2008.

hegemonialen Norm Männlichkeit im Krisenszenario der 1970er Jahre für die Ordnung möglicherweise weiter reichende Bedeutung hatte als lediglich die dichotom gedachten Geschlechterrollen wieder festzuzurren. Auch die Diagnose Kimmels, nach der sich die realexistente Krise der 1970er-Männlichkeit in den 1980ern noch verschärft habe, gibt keinen befriedigenden Aufschluss über die diskursive Wirkung der Rede von einer Krise der Männlichkeit. Ich will die aus der Krisenrede erwachsenen Konsequenzen einer Re-Maskulinisierung noch zuspitzen: Was wäre, wenn die Krise der Männlichkeit, wie sie ab Mitte der 1970er von allen möglichen Seiten ausgerufen wurde, politische Verschiebungen diskursiv mit vorbereitet hätte? Eine breite Front von als links oder liberal geltenden Journalisten (bspw. David Halberstam und Norman Mailer) hatte möglicherweise Seite an Seite mit *New Christian Right*-Aktivisten an einem bestimmten Körper- und Krisendiskurs teilgehabt, dessen gemeinsamer Nenner und Ergebnis die Einschreibung der Krise der hegemonialen Männlichkeit in die gesellschaftliche Wahrnehmung war. Was gemeinhin unter der Konservativen Revolution der 1980er Jahre verstanden wird, wäre dann Teil einer bereits Mitte der 1970er Jahre über das Krisenszenario vorbereiteten Diskursverschiebung.

Bezieht man diese Annahme auf die Präsidentenfiguren, so fällt auf, dass der diplomatisch nicht unbedingt erfolglose Präsident Jimmy Carter plötzlich als ein Weichei beschrieben wurde und Ronald Reagan als Verkörperung *des starken Mannes* zum Präsidenten gewählt wurde. Doch kann das schon als Indiz für die politische Bedeutung des Krisengeredes um die Männlichkeit gelten? Wenn zwischen der politischen Verschiebung, für die Präsidentenfiguren bei allen Uneindeutigkeiten letztlich symbolisch stehen, und dem Krisenszenario, das sich Mitte der 1970er Jahre entfaltete, ein Zusammenhang besteht, dann hatte die Krise der hegemonialen Männlichkeit in erster Linie Konsequenzen für verschiedene marginalisierte Gruppen. Die Wiederaufnahme der Praxis der Todesstrafe in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre betraf beispielsweise in hohem Maße sozial schlecht gestellte und im Besonderen afroamerikanische Männer. Die Restauration eines patriarchal geführten Kleinfamiliemodells in den 1980ern konterkarierte die Emanzipationsbestrebungen der feministischen Bewegung, aber auch der Schwulen- und Lesbenbewegung. Last but not least traf die sogenannte *Staatsverschlankung* zuallererst Männer wie Frauen aus den einkommensschwachen Schichten. Familienkonstellationen, die nicht ins Idealbild passten, beispielsweise allein erziehende Mütter mit ihren Kindern, waren davon betroffen. Das Vorhaben der Staatsverschlankung hatte Reagan in seiner *Inaugural Address* 1981 mit den Worten vorbereitet: »In the present crisis, government is not the solution to our problem.« Möglicherweise kann die an dieser Stelle zitierte *gegenwärtige Krise* nicht ausschließlich wirtschaftspolitisch verstanden werden, sondern muss auch im Kontext mit einer gesellschaftlichen Krisenwahrnehmung gelesen werden, die in ihrer Genealogie weitaus mehr mit der behandelten Körpergeschichte der 1970er Jahre zu tun hat als bislang angenommen.

Literaturverzeichnis

Bauer, Robin/Hoenes, Josch/Woltersdorff, Volker (Hrsg.)(2007): *Unbeschreiblich Männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven.* Hamburg.

Bly, Robert (1990): *Iron John. A Book about Men.* Reading.

Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter.* Frankfurt a.M.

Butler, Judith (1998): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen.* Berlin.

Casale, Rita/Forster, Edgar (2006): Einleitung: Der neue Mann oder die Wiederkehr der Natur im Sozialen. In: *Feministische Studien.* Jg. 24, H. 2, S. 185–192.

Connell, Robert William: *Masculinities.* Oxford 1995.

Edwards, Tim: Sex, Booze and Fags: Masculinity, Style and Men's Magazines, in: Benwell, Bethan (Hrsg.) (2003): *Masculinity and Men's Lifestyle Magazines.* Oxford, S. 132–146.

Faludi, Susan (1991): *Backlash: The Undeclared War Against American Women.* New York.

Faludi, Susan (1999): *Stiffed: The Betrayal of the American Man.* New York.

Foucault, Michel (1983): *Sexualität und Wahrheit, Bd. 1: Der Wille zum Wissen.* Frankfurt a.M.

Goldberg, Herb (1977): *Hazards of Being Male: Surviving the Myth of Masculine Privilege.* New York.

Hämmerle, Christa/Opitz-Belakhal, Claudia (Hrsg.) (2008): Krise(n) der Männlichkeit. *L'Homme* Jg. 19, H. 2.

Horrocks, Roger (1994): *Masculinity in Crisis. Myths, Fantasies and Realities.* New York .

Kimmel, Michael S. (1996): *Manhood in America. A Cultural History.* New York.

Martschukat, Jürgen/Patzold, Steffen (Hrsg.)(2003): *Geschichtswissenschaft und »performative turn«. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit.* Köln.

Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf (Hrsg.)(2007): *Väter, Soldaten, Liebhaber. Männer und Männlichkeiten in der Geschichte Nordamerikas.* Ein Reader. Bielefeld.

Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf (2008): *Geschichte der Männlichkeiten.* Frankfurt a.M.

Mosse, George L. (1996): *The Image of Man. The Creation of Modern Masculinity.* Oxford.

Osgerby, Bill (2001): *Playboys in Paradise. Masculinity, Youth and Leisure-style in Modern America.* Oxford.

Robinson, Sally (2000): *Marked Men. White Masculinity in Crisis.* New York.

Rotundo, E. Antony (1993): *American Manhood. Transformations in Masculinity from the Revolution to the Present Era.* New York.

Sielke, Sabine (2007): ›Crisis, What Crisis?‹ Männlichkeit, Körper und Transdisziplinarität. In: Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf (Hrsg.): *Väter, Soldaten, Liebhaber. Männer und Männlichkeiten in der Geschichte Nordamerikas.* Ein Reader. Bielefeld, S. 43–61.

Traister, Bryce (2000): Academic Viagra. The Rise of American Masculinity Studies. In: *American Quarterly.* Jg. 52, H. 2, S. 274–304.

Wirth, Uwe (2002): Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexialität. In: Wirth, Uwe (Hrsg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften.* Frankfurt a.M., S. 9–60.